



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Sanct Afra.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wenige davon sind Gelegenheitsgedichte, aber wie sehr würde man Unrecht thun, sich durch Titel wie „An den Vater meines Pathchens“ oder „An meinen Arzt Herrn Dr. Elsässer“ abschrecken zu lassen. Gedichte wie diese beiden können wohl vergessen werden (und das ist vermuthlich ihr Loos), aber sie können niemals veralten. Man kann es freilich nicht ahnen, was solche Ueberschriften bergen, wenn man nicht die besondere Neigung dieses Dichters gerade für das Kleine und Kleinste kennt.

Alles Einzelne hat für Mörike selbständigen Werth. Daher unter seinen Gedichten so viele, die lediglich ein Stimmungsbild geben, daher in allen seinen Dichtungen die Ueberfülle des Details, daher das Atomistische in seinen größeren Kompositionen. Aber daher aber auch diese Schilderungen, die uns einen Gegenstand, eine Situation mit unvergleichlicher Anschaulichkeit und Plastik, mit der vollen Frische, mit dem ganzen Duft und Stimmungsgehalt des unmittelbaren Eindrucks vor die Seele stellen, ja unsere Sinne erst wieder zu ihrer vollen Feinfühligkeit und Regsamkeit erwecken. Ich kann den Tritt eines Vogels im Schnee nicht sehen, ohne an Mörike zu denken, und in jedem Frühjahr erfreue ich mich an dem noch unentfalteten „kindlichen“ Laub der Kastanie. Noch nach Jahren erinnerte ich mich, nachdem ich einmal das Gedicht „Abreise“ gelesen, der weißgebliebenen Stelle auf dem Pflaster, wo während des kurzen Sommerregens der Postwagen stand; worauf das Gedicht selbst hinauslief, hatte ich vergessen. Tadeln man nun, daß in einem Gedichte wie diesem der eigentliche Werth nur in dieser Schilderung liege, und daß darunter das Gleichgewicht des Ganzen leide, so bin ich es nicht, der dies leugnet. Mörikes Poesie hat ihre festen, engezogenen Grenzen, hat unleugbar ihre Schwächen, aber es ist Poesie. Wir müßten sehr viel reicher sein, wenn wir es verschmähen dürften, uns nach Goldkörnern zu hücken.

Berlin.

A. Fresenius.

Sanct Afra.

In den ersten Julitagen dieses Jahres feierte die Fürstenschule zu St. Afra in Meißten mit ihren hohen Gönnern und Pflegern, mit ihren ehemaligen und gegenwärtigen Angehörigen den Einzug in ihre neuen, stattlichen, den Bedürfnissen unserer Zeit entsprechenden Räume in einem Feste, das alle Theilnehmer, alle darüber in den Zeitungen erschienenen Berichte als ein in jeder Beziehung gelungenes und höchst weihewolles nicht genug preisen konnten. Ein solcher Wendepunkt in der äußeren Geschichte der altberühmten Schule forderte von selbst zu einem Rückblick auf die Vergangenheit derselben auf, an dem es denn

auch der treffliche, auch in weiteren Kreisen wohlbekannte Historiker der Anstalt als „der Nächste dazu“ nicht hat fehlen lassen. Wie man sonst wohl das Abbild des alten Schulhauses in der „Aula“ oder dem „Konferenzzimmer“ des neuen aufhängt, um bei seinem Anblick die alten Erinnerungen aufzufrischen und sich des Zusammenhangs mit der Vorzeit wieder dankbar bewußt zu werden, so hat Professor Theodor Flathe ein geistiges Bild von St. Afra auf den Bescheerungstisch ihrer neuen Behausung niedergelegt.*) Aber wie eine gründliche, quellenmäßige Monographie immer von ihrem engeren Kreise aus ein helles Licht auf ihre ganze kulturgeschichtliche Umgebung wirft, so haben auch diesem Buche nicht bloß alte Afraner für vielseitige Belehrung und Anregung zu danken.

Wenn wir im Nachfolgenden auch den Lesern d. Bl. eine Auswahl aus dem reichen Inhalte des Buches darzubieten versuchen, so wollen wir dabei von der Naturbasis unserer Fürstenschule ausgehen, von ihren äußeren Lebensbedingungen, von „Essen, Trinken, Kleider, Schuh, Haus, Hof, Acker, Vieh, Geld und Gut“, kurz von alledem, was Luther in seinem kleinen Katechismus zum täglichen Brode rechnet.

Bekanntlich waren es die Güter der aufgehobenen Klöster, mit denen der nachmalige Kurfürst Moritz die drei Landeschulen ausstattete, die er in den 40er und 50er Jahren des 16. Jahrhunderts gründete. Als Pflegestätten derselben waren in der Neuen Landesordnung vom 21. Mai 1543 Meißen, Merseburg und Pforta ausersehen. Die Schulen zu Meißen und Pforta treten denn auch wirklich noch in demselben Jahre ins Leben; die zu Merseburg kam nicht zu Stande. An ihrer Stelle wurde zehn Jahre später die zu Grimma eröffnet. In der Zwischenzeit aber mußte die für Merseburg bestimmte Schülerzahl anderweitig untergebracht werden, sodaß auf Meißen anstatt der ursprünglich zugeordneten 60 bald 100 Schüler kamen**), die nicht bloß geistig, sondern auch leiblich ernährt werden sollten, und für die sich daher natürlich der knapp bemessene Ausgabe-Etat als unzulänglich erwies. So machten sich bald Zuschüsse nothwendig, die aber durch die steigenden Preise immer wieder überholt wurden. Und so zieht sich denn eine lange Reihe von Klagen über die ökonomische Misere durch die Geschichte der Landeschule hindurch, die ihren Höhepunkt in den Zeiten erreicht, wo die Stürme des schmalkaldischen und 30jährigen, der schlesischen und der Befreiungskriege auch den friedlichen Schul-

*) Sanct Afra. Geschichte der königlich sächsischen Fürstenschule zu Meißen seit ihrer Gründung im Jahre 1543 bis zu ihrem Neubau in den Jahren 1877—1879 von Theodor Flathe. Mit dem Portrait des Kurfürsten Moritz und einer Ansicht des alten Schulgebäudes. Leipzig, Tauchnitz, 1879 (XII und 492 Seiten).

**) Auf einem Druckfehler beruht es, daß S. 12 Meißen mit 70 und Merseburg mit 60 Schülern angeführt wird; nach S. 13, 37 und 429 ist das Umgekehrte das Richtige.

hof durchbrausen. Aber parallel damit läuft auch eine Reihe von Zeugnissen verständiger Würdigung und wohlwollender Fürsorge, welche Fürsten und Stände der verschiedensten Zeiten dieser Pflanzschule idealer Bestrebungen ange-
deihen ließen, bis denn in der Gegenwart, wie man dem Berichterstatter abmerkt, alle billigen Anforderungen der Lehrer wie der Schüler nach Möglichkeit be-
friedigt worden sind. Eine solche Bescheerung haben sie sicherlich nicht mehr zu erwarten, wie sie am ersten Weihnachtsfeiertage 1693 dem Kantor von St. Afra zu Theil wurde, dessen Wohnstube „unter währendem Gottesdienste . . . mit großem Krachen einfiel“.

Höchst eigenthümlich sind die Einrichtungen, die eine frühere Zeit für die äußeren Bedürfnisse der Afraner getroffen hatte. So sorgte für die Reinigung der Schlafkammern von etwaigen ungebetenen Gästen das „Wanzenfest“. Dasselbe fand bis zum Jahre 1795 alle drei Jahre, von da an aber der größeren Sicherheit halber alljährlich unter eifriger Mitwirkung der Schüler statt. Die Kämpfe, die dabei durchgeföchten wurden, haben auch ihren Sanger gefunden in einem, der einst selbst ein Held derselben war: ein alter Afraner hat sie unter dem Titel Purgatorium in lateinische Hexameter gebracht. Aber auch für die persönliche Reinlichkeit der Zöglinge war von Alters her Fürsorge getroffen. Nicht nur, daß den Afranern des 16. Jahrhunderts eine Badestube und ein Bader zur Verfügung standen, sondern es war ihnen auch „ein sonderlich Weib verordnet, um ihnen zu den Häupten zu sehen und ihnen die, so oft es von nöthen, zu reinigen“.

Zur Bekleidung erhalten nach der Stiftungsurkunde Lehrer und Schüler jährlich je zehn Ellen Tuch, letztere auch etliche paar Schuhe. Trotzdem machte sich gerade auf diesem Gebiete die verschiedene finanzielle Lage der Einzelnen sehr stark geltend. Während mehrere Reskripte schon des 16. Jahrhunderts Ursache haben, sich gegen das Ueberhandnehmen einer burschikos-militärischen Tracht zu wenden, finden sich andererseits auch wieder arme Teufel unter den Schülern, die auf ihrer Kammer bleiben müssen, wenn ihre einzigen Hosen dem Schneider in die Kur gegeben worden sind.

Interessant ist es, die Geschichte des Schultisches zu verfolgen. Die beiden Hauptmahzeiten fielen nach der Schulordnung des Herzog Moriz auf $\frac{1}{2}$ 10 Uhr Vormittags und 4 Uhr Nachmittags, und diese sollten nicht etwa das Frühstück und ein auf vornehme Stunde verlegtes Mittagsmahl repräsentiren, sondern das Mittag- und Abendessen. Erst 1710 tritt an Stelle dieser außerordentlich frühzeitigen Speisetermine die Zeit von 11 und 6 Uhr, 1835 die von 12 und 7 Uhr, und seit 1850 wird um 1 Uhr zu Mittag gegessen. Es scheint also mit dem Fortschritte der modernen Zivilisation eine immer größere Verschiebung der Tagesordnung nach den späteren Tagesstunden in der Richtung

der Bismarck'schen Lebensweise verbunden zu sein. Der Speisezetteln, den Herzog Moritz seinen Pflegebefohlenen in der Schulordnung aufstellte, klingt außerordentlich reichlich. Mit einer Hausmannskost von einem Gericht ist es niemals gethan. Wenn wir aber erfahren, wie diese Speiseordnung doch meist nur auf dem Papiere stand, während in Wirklichkeit recht oft Schmalhans Küchenmeister zu St. Afra war, und wenn wir gar schon aus dem 16. Jahrhundert Klagen vernehmen, daß „in der Speise Gewürmb und andere abscheuliche Dinge gefunden werden“, so ergibt sich, daß doch auch auf diesem Gebiete heute beträchtliche Fortschritte zu verzeichnen sind.

Mit besonders zartem Verständniß ist der deutsche Durst bei Lehrern und Schülern in den alten Schulordnungen vorausgesetzt und bedacht; wir werden in dieser Beziehung lebhaft daran erinnert, daß wir der Zeit der alten Germanen, die immer „noch eins tranken“, heutzutage doch einen kleinen Schritt ferner gerückt sind. Das Bier durfte, abgesehen vom Frühstück, bei keiner Mahlzeit fehlen, und während die Quantität desselben bei den Nebenmahlzeiten eine beschränkte war, sollte bei den Hauptmahlzeiten soviel gegeben werden, als „von nöthen“ sei. An den Bratentagen wurde sogar Wein zu Tische verabreicht. Die Lehrer aber, welche, auch wenn sie verheirathet waren, sich an den Schultisch gewiesen sahen, hielten außerdem energisch auf ihr Recht, auch in ihre Wohnung noch einen labenden Trunk Bieres geliefert zu bekommen. Freilich tönt auch aus jener guten, alten Zeit die leidige Kunde von schnöder Bierverwässerung herauf. Rektor und Knaben haben bemerkt, „daß die Frau, so Bier austrägt, täglich zwei oder drei Wasserkannen voll Wasser in den Keller getragen, aber nie keins wieder herauf“. Erst 1841 wurde den Bierklagen abgeholfen, freilich nach der radikalen Kurmethode des Doktor Eisenbart: indem gar keins mehr auf den Tisch gebracht wurde. Zur Entschädigung dafür wurde den Schülern ein Vergnügungsfonds gegründet, aus dessen Mitteln die Kosten schon so manches frohen Tages bestritten worden sind.

Doch genug von der Pflege des Leibes. Lassen wir uns jetzt von dem Schulglöckchen „Bertha“, welches die Schüler 1863 zum Ersatz des alten, schadhaft gewordenen gestiftet und nach der Gattin des damaligen Rektors Franke genannt haben, zu einem kurzen Hospitium beim Unterricht der verschiedenen Zeitalter einladen.

Die Fürstenschule ist eine Tochter des Humanismus und der Reformation. Darum überwiegt in ihrem Lehrplane von vornherein der Unterricht in der Religion und in den alten Sprachen. Wenigstens im Lateinischen mußte schon frühzeitig der für die Schule angemeldete Knabe eine Art Aufnahmeexamen bestehen. Höchst ergötzlich ist das von Flathe uns mitgetheilte Specimen, auf welches im Jahre 1601 ein Aspirant in Grimma durchfiel. Es lautet:

Ich Lorenz Dieze von Prettin bin vom Ego Laurentius Dietze a pretinensis
Ratt zu Prettin geschickt worden, daß ich missus sum a consulo ad pretinen-
zu Grimma in der Fürsten Schule an sis hoc ego in scolae ad principem
der stelle, die ihrer Stadt kinder daselbst grimme vos susa puerorum habent
haben, studiren soll. Wenn ich nun hic loco studiam, quando nunc pos-
sann angenommen werden, will ich allen sum suscipi interpretabor studium
vleiß anferen, daß ich mich fromm, ge- quod ego me bonus et pietas et in
horfam und gottesfürchtig vnd im ler- discere opera praebere.
nen vleißigk erzeige.

Mit Recht bemerkt Flathe hierzu: „Daß der Aspirant auf diese Leistung zurückgewiesen wurde, wird uns weniger Wunder nehmen als daß auf Verordnung der Behörde ihm die Stelle noch ein halbes Jahr offen gehalten werden sollte.“

Weit später erst als die Aufnahmeprüfungen wurden hinlängliche Garantien für die akademische Reise der Abgehenden gefordert. Von Anfang an war nur bestimmt, daß der Schüler, welcher im Alter von 12—15 Jahren eintrat, in der Regel 6 Jahre auf der Schule zubringen sollte. Aber häufig wird über eigenmächtige Verkürzung dieser Aufenthaltszeit geklagt, und es werden wohl auch die Landesuniversitäten in Kenntniß davon gesetzt, damit sie dem unbefugten Studenten die Insription versagen. Später scheint diese Unsitte mehr und mehr verschwunden zu sein, aber die unbedingte Forderung eines Abiturientenexamens wird erst seit 1829 geltend gemacht.

In Bezug auf das Maß des Lernstoffes spricht schon die Schulordnung von 1580 die vernünftige Anschauung aus, daß die Jugend wie ein Krug mit einem engen Mundloch sei, welches überlaufe, wenn zuviel aufgegossen werde, und betreffs der Faßlichkeit des Unterrichts stellt bereits der alte Rektor Fabricius (1546—71) den Kanon auf, daß der, welcher Knaben unterweisen wolle, selbst gleichsam ein Knabe werden und zu dem kindlichen Standpunkte herabsteigen müsse. Doch wurden in Wirklichkeit wenigstens die sprachlichen Anforderungen ziemlich hoch geschraubt, so daß es der Rektor Martius 1726 in einem Gutachten dem Oberkonsistorium zur Erwägung anheimgibt, ob die griechische Sprache wohl wirklich soweit „zu pouffiren“ sei, daß prosaische und poetische Arbeiten in derselben angefertigt und öffentlich vorgetragen würden, oder ob man sich nicht vielleicht mit einem ordentlichen Verständniß der griechischen Klassiker begnügen könne. Die Leistungen mögen wohl auch hier den Anforderungen durchaus nicht allgemein entsprochen haben, wie wir aus den Klagen des Rektors Wilke (1667) ersehen, welcher den Verfall der Schule namentlich auch aus dem Zudrang so vieler unfähiger Köpfe erklärt. Sehr

eigenthümlich ist übrigens die komplizirte und pedantische Einrichtung der Probefektionen, welche ein neu antretender Lehrer in den alten Sprachen abzuhalten hatte, und welche noch 1770 dem Urtheile der obersten zwölf Primaner unterstellt wurden. In einer solchen Gelehrtenrepublik, bei einer solchen den moquanten Sinn der Jugend geradezu herausfordernden Sitte mußte es dem Lehrer ziemlich schwer werden, sich die nöthige Autorität zu erringen. Demgegenüber gaben die Lehrer die Fehler, welche die Schüler in ihren Examenarbeiten gemacht hatten, noch bis zum Jahre 1860 in dem sogenannten „Bockmarkt“ dem Gelächter des versammelten Coetus preis.

Neben den fremden Sprachen erlangte seit dem vorigen Jahrhundert auch die bisher als Aschenbrüdel behandelte Muttersprache eine sorgfältigere Berücksichtigung. Der schon oben rühmlich erwähnte Rektor Martius war es, der sie zu einer solchen empfahl. Aber wie eine Ironie klingt es, daß er seine Empfehlung selbst noch in dem abscheulichen Mischdialekt jener Zeit ausdrückt. „Zudem wäre billig nachzudenken,“ erklärt er, „ob nicht zu Ehre der deutschen Nation und zum Nutzen der Republique die teutsche Sprache ein bißchen mehr in Consideration gezogen und excolirt werden möchte.“ Was er damit schüchtern anregte, ist durch die 1773 eingeführte Schulordnung von J. A. Ernesti, auf deren Grundsätzen ja überhaupt der ganze moderne Gymnasialunterricht beruht, mit völliger Entschiedenheit verwirklicht worden: seitdem erscheint die deutsche Sprache „als ein den gelehrten Sprachen ebenbürtig geachteter Unterrichtsgegenstand“.

Um dieselbe Zeit kamen auch von den bis dahin fast vernachlässigten Realien die Geschichte und die Geographie auf den Stundenplan; ebenso die Mathematik. Letztere wurde trotz starker Bedenken der philologischen Lehrer, welche eine Einschränkung ihrer eigenen Fächer von dem neu hinzutretenden fürchteten, 1721 dem Inspektor der Porzellanmanufaktur, Reinbrück, gegen eine mäßige Vergütung übertragen. Die weiteren Folgen dieses ersten Schrittes waren natürlich, daß später (1729) ein besonderer Mathematikus in das Kollegium eintrat, zu dessen Funktionen auch der physikalische Unterricht gehörte.

Der französische Unterricht endlich, der gleichfalls zu Anfang des 18. Jahrhunderts aufkam, blieb bis 1773 fakultativ und lag anfangs in den Händen des Tanzlehrers, wie er denn mit dem Tanzunterricht auch unter denselben Gesichtspunkt einer Vorbildung für den Salon und unter dieselbe Werthschätzung fiel.

Daß neben dem gemeinsamen Unterricht die Fürstenschulen ihren Zöglingen auch in geregelter Weise Gelegenheit zu einem ihrer Individualität entsprechenden Privatstudium bieten, ist allbekannt. Seit 1834 dienen diesem Zwecke die sogenannten Studirtage, welche aller 14 Tage gehalten werden.

Früchte dieses Privatfleißes waren u. a. die Aufführungen alt- oder neuklassischer Stücke, von denen die der letzteren Art seit 1874 an den Geburtstagen Lessings, Goethes und Schillers stattfinden.

Aber nicht bloß unterrichten, sondern auch erziehen soll ja die Schule, wie es schon der alte Fabricius in den Worten erklärt: *neque enim elegantes solum homines, sed viros etiam bonos e scholis prodire volumus* (Denn nicht allein gebildete Menschen, sondern auch brave Männer wollen wir aus den Schulen hervorgehen sehen). Da galt es nun freilich in den ersten Perioden der Fürstenschule, nicht bloß den Stab Sanft, sondern auch den Stab Wehe zu schwingen, eingedenk des alten, treffenden Mottos, welches auch vor Goethes „Dichtung und Wahrheit“ prangt. Die Ruthe gehörte zum Schulinventar und war immer von den Famulis in die Stunden mitzubringen. Bei gröberem Vergehen wurde der Missethäter mit systematischer Kaltblütigkeit von allen Mitgliedern des Kollegiums *secundum ordinem* geschlagen, und als 1645 der Rektor Lindemuth sich von diesem Bütteldienst dispensiren wollte, wurde er auf die ernstliche Beschwerde seiner Kollegen, welche das Odium nicht allein tragen wollten, vom Oberkonsistorium zur Erfüllung seiner Pflicht angehalten. Zu dieser fühlbaren Körperstrafe kam die Nahrungs- und Freiheitsentziehung, die schmachvolle Ausstellung im Halseisen und schließlich die Dimission. Letztere wurde während der 25 jährigen Amtszeit des schon mehrfach erwähnten Rektors Fabricius 80 Mal verhängt, während aus Furcht vor jenen Exekutionen in den ersten 50 Lebensjahren der Schule über 60 Schüler freiwillig das Weite suchten.

Freilich werden wir schwerlich in ein sentimentales Sammergeschrei über die Barbarei jener Alten ausbrechen, wenn wir uns von Flathe erzählen lassen, was für Zuchtlosigkeit und Unbotmäßigkeit unter der damaligen Jugend herrschte. Da muß verboten werden, daß die Schüler während des Unterrichts den Hut aufsetzen; da macht die Schulordnung von 1602 dem Rektor zur Pflicht, „seiner Kollegen Ehr und Auctorität zu vertreten und das schmählische Auspfeifen, Ausrauschen, Ausklappern und Thürzuschlagen der Knaben über die Praeceptores mit Ernst zu strafen.“ Namentlich aber unterstanden sich die adelichen Schüler, die Lehrer „zu rausen und zu schlagen“, ja drohten ihnen sogar mit Erstechen.

Mit der Zeit wurden natürlich die Sitten und auch die Strafen milder. Das Lösungswort aus dem Horaz *SAPERE AUDE* (Wage es, vernünftig zu sein!), welches über dem Eingange des Neubaus von 1812 stand, und auf welches nachmals Professor Diller das sinnige, in einigen Distichen weiter ausgeführte Anagramm: *ave, sed pare!* (Sei willkommen, aber gehorche!) machte, fand mehr und mehr Beherzigung. Noch um die Wende des 17. und

18. Jahrhunderts gab es allerdings gegen ein sehr wüßtes Verbindungswesen mit aller Strenge anzukämpfen. So entdeckte im Jahre 1683 „der Rector Wilke einen verborgenen Ort in der Schule, welchen zeithero etliche freble Alumni gebrauchet: darin sich ein ganzer Vorrat von instrumentis nequitiae, Leuchter, Lichtputzen, Tobakspfeifen, Karten, Geschirre und sonderlich viel Eisenwerk als Brechstangen, Feilen, Dietriche, eine große lange Strickleiter finden u. bei dadurch veranlaßter weiterer Nachforschung auch ein Patent, welches auf einen Sauf- und Spielorden deutet“; derselbe nennt sich, ganz im Charakter der Zeit, mit französischem Namen: *La jolie communion fraternelle*. Später aber, seit dem 18. Jahrhundert, kam die Prügelstrafe außer Gebrauch; die Karzerstrafe aber suchten sich die Betroffenen zuweilen dadurch zu verkürzen, daß sie sich mit einem lateinischen oder deutschen Bittgedicht an die königliche Gnade wandten.

Zur Strafzucht, welche hinter den einzelnen Uebertretungen einhergeht, kam natürlich auch „die Zucht und Vermahnung zum Herrn“, die sittlich-religiöse Erziehung, welche es ja dahin zu bringen sucht, daß jene immer seltener werden. Als ein Hauptmittel dieser Erziehung galt mit Recht zu allen Zeiten der Fürstenschule die Religion, nur mit dem Unterschiede, daß die alte Zeit den Nachdruck auf deren konfessionell-dogmatische Seite, die neuere dagegen auf ihre gemüthlich-ethische legt, jene durch die Masse, diese durch die weise Art der religiösen Einwirkungen ihr Ziel zu erreichen strebt. Es ist ein niederschlagender Anblick, den uns jenes Eifern mit Unverstand auf religiösem Gebiete gewährt, unter dem auch die Entwicklung der Schule zu St. Afra, namentlich in ihren Anfängen, zu leiden hatte. Die Schüler wurden mit religiöser Speise nicht etwa genährt, sondern vielmehr gestopft und fast zu Tode gefüttert. Bei Beginn des Mittagessens z. B. „treten (im 16. Jahrhundert) ihrer vier gegen die andern über und beten, einer graeco, der andere latino, der dritte und der vierte germanice, etwa eine Erinnerung der Wohlthaten Christi oder einen Text aus der Bibel pro ratione temporis, gleichergestalt auch nach dem Essen. Unter dem Essen aber lieset einer, wie es denn nach der Ordnung geht, drei Kapitel aus der Bibel deutsch“ u. s. w. Dabei mußte die Schule auch noch alle Phasen des theologischen Parteihaders mit durchmachen. Zur Zeit der philippistischen Streitigkeiten (1574) erging an die Professoren der Befehl, „alle und jeden Knaben, so aus der Schulen ziehen und Testimonia bitten, sonderlich diejenigen, so zu Stipendien in den Universitäten sollen gebraucht werden, die kurzen Torgischen articul“ unterschreiben zu lassen, und der fanatische und rachsüchtige Hofprediger Lifthenius, dessen Sohn aus der Landesschule entfernt worden war, wußte es sogar durchzusetzen, daß der Rector Pensold um angeb-

licher Abweichung von der rechtgläubigen Lehre willen seines Amtes entsetzt wurde. Ueberladen mit religiösen Uebungen waren vor allem die Sonntage.

Das Bedürfnis nach einer Reformation dieser Praxis machte sich denn auch mit der Zeit immer fühlbarer. Anfangs war es z. B. Gesetz, daß die Vormittagspredigt von den Schülern nachgeschrieben und nachmittags von einem Lehrer mit ihnen repetirt wurde. Da sie aber doch nicht immer dem Bedürfnis und dem Ideenkreise der Jugend entsprechen mochte, traten später an die Stelle dieser Repetitionen Vorträge der Religionslehrer über moralische Themata. Dieselben erhielten freilich im Schülermunde den ominösen Namen „Sonntagsnachmittagsmoral“, der ebenso sehr an den bekannten Begriff der vielgeschwänzten und wenig fruchtbaren „Sommerlogik“ der Universitäten wie an den „Sonntagsnachmittagsausgeherock“, jene Bezeichnung des bürgerlichen Humors für das selten getragene, vielleicht auch nicht immer recht auf den Leib passende Staatsgewand erinnert. Diese Erbauungsstunden, wie sie seit 1835 wenigstens offiziell heißen, sind in neuester Zeit, gewiß zum Vortheil ihrer Weihe und Wirkung, auf die wichtigsten Tage des Schullebens beschränkt worden. Daß diese quantitative Verringerung der religiösen Uebungen nicht etwa auf eine religionsfeindliche Gesinnung auch nur der nichttheologischen Mitglieder des Lehrerkollegiums schließen läßt, sondern nur auf die immer stärker sich aufdrängende Einsicht, daß das „Reich Gottes“ nicht mit äußerlichen Geberden kommt, das sehen wir mit besonderer Freude aus der begeisterten Schilderung, welche Flath von dem Morgengebet auf dem Götterfelsen entwirft, mit dem das jährliche Stiftungsfest der Schule (am 3. Juli) zu beginnen pflegt. Aus der Initiative der Schüler hervorgegangen (zu Anfang der 20 er Jahre unseres Jahrhunderts), hat es denn auch seine Popularität ungeschwächt behauptet. „Welcher alte Afraner zählte nicht noch in späten Jahren das Schmettern der früh nach 2 Uhr die Schläfer weckenden Trompete, den — später in militärischer Ordnung stattfindenden — Auszug durch die dämmernde Morgenstille und vor Allem den Choral und das Gebet selbst bei dem ersten Strahle der aufgehenden Sonne zu den erhebendsten Augenblicken seines Schülerlebens!“ Und auch der gewöhnliche Religionsunterricht wird gewiß heutzutage weder seine Wirkung bei den Schülern verfehlen, noch ohne Würdigung von Seiten des Lehrerkollegiums bleiben, wenn er nach jenen weisen Grundsätzen des Organisationsplanes von 1812 ertheilt wird: „In den Religionsstunden soll nicht gelehrte Theologie, sondern nur das vorgetragen werden, was eigentlich gemeinnützig und brauchbar zur Belehrung, Besserung und Beruhigung des Menschen ist, wobei der Lehrer über streitige Punkte sich mit ebensoviel Schonung und Vorsicht als Wahrheitsliebe und Redlichkeit zu erklären und wohl zu bedenken hat,

wie weit er jedesmal in der Berührung gewisser Zweifel und Einwände zu gehen habe.“ —

Es bleibt uns noch übrig, von einigen hervorragenden und berühmten Schülern zu reden, welche aus der Anstalt, deren Einrichtungen wir soeben in verschiedenen Zeitaltern kennen gelernt haben, hervorgegangen sind, vor Allem von Lessing als Afraner. Bekannt ist das Urtheil seines Direktors über ihn, daß er ein Pferd sei, das doppeltes Futter brauche. Aber es scheint ihm auch nicht jedes Futter recht gewesen zu sein, denn in einer Konferenz vom März 1745 führt der gelehrte, aber pedantische Konrektor Höre Klage über ihn, weil er seit dem 23. Dezember keine lateinische Arbeit eingegeben habe. Lessing kommt mit einer scharfen Reprimande davon, „da er sonst fleißig genug gewesen“. Auch was ihm derselbe Konrektor in seiner deutschen Chrestomathie darbot, mochte dem nachmaligen Reformator der deutschen Literatur nicht besonders zusagen. Aber nicht auf diesen Lehrer allein, sondern auf die ganze damals herrschende umständliche und steife Unterrichtsmethode bezieht sich wohl die spätere briefliche Aeußerung Lessings, daß man in Meissen Vieles lernen müsse, was man in der Welt nicht brauchen könne. Am meisten Anregungen hat er auf der Fürstenschule von dem Mathematiker Klimm erhalten, dessen Unterricht ebenso geistvoll war, wie seine Disziplin schlecht, und der die strebsamsten und selbständigsten unter seinen Schülern oft bis Mitternacht auf seiner Stube um sich versammelt hielt; und so handelte denn Lessings Abgangsrede (1746) gewiß nicht zufällig de mathematica barbarorum. Ueberhaupt behielt Lessing gerade von dem Selbststudium, an das die Fürstenschule ihre Zöglinge zu gewöhnen sucht, den reichsten Ertrag und das beste Andenken, wie seine Aeußerung aus späterer Zeit beweist: „Theophrast, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirk einer klostermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit studirte. Wie gern wünschte ich mir diese Jahre zurück, die einzigen, in denen ich glücklich gelebt habe!“ Ebenso bekannt wie jenes eben erwähnte Urtheil seines Direktors über seine wissenschaftliche Leistungsfähigkeit ist das seiner Inspektoren über sein Betragen: „Ein guter Knabe, aber etwas moquant“. Doch hat ihn dieser kritisch-satirische Zug, der für den Schriftsteller Lessing so charakteristisch ist, niemals in ernstlichere Konflikte mit der Schulordnung gebracht. „Auch an ihm,“ bemerkt Flathe, „scheint sich bewährt zu haben, daß wissenschaftlicher Sinn und fleißiges Streben die sicherste Schutzwehr gegen sittliche Verirrungen sind.“ So hat denn auch das Karzer von St. Afra keine stolze Erinnerung an den gefeiertsten seiner Schüler aufzuweisen; vielmehr erscheint er in einem im Synodalprotokoll verzeichneten Disziplinarfalle als der geschädigte Theil: „Heerwagen hat Lessings Perruque in den Abtritt geschmissen und verspricht die Zahlung dafür auf vorstehende

Woche zu leisten.“ Während man sich aber fast wundern möchte, unsern „moquanten“ Kritiker nicht im Karzerbuche zu entdecken, und es wenigstens nicht allzu auffällig finden wird, daß der zahme Satiriker Rabener einmal wegen Betheiligung bei einem ziemlich tendenziösen Weinschmause ins Karzer geschickt worden ist, so wird es gewiß Jedermann befremden, auch den frommen Moralisten Gellert unter dessen Insassen erwähnt zu sehen. Es war eine unbotmäßige Aufwallung seines Ehrgefühls, welche ihm dies Schicksal zuzog. Die Sekundaner hatten nach alter Sitte das Weinschenkenamt. Da aber bei Ausübung desselben mancherlei Unordnungen vorgekommen waren, so wurde es von dem inspizirenden Lehrer im Einverständniß mit der Konferenz bei der nächsten Gelegenheit Tertianern übertragen. Hierüber empört, entriß Gellert dem, welcher seinen Tisch versorgen sollte, die Weinkanne, bediente sich selbst und goß den Rest weg, was natürlich nicht ungeahndet bleiben konnte. —

Wir schließen unsern kurzen Auszug aus Plathes inhaltsreichem Buche mit den wärmsten Wünschen für die weitere Blüthe der altberühmten Schule auch in ihrem neuen Heim. An der Erfüllung wird es diesen Wünschen gewiß nicht fehlen. Hat doch die Fürstenschule in ihrer geringeren Schülerzahl, ihrer strengen Zeiteintheilung und der frühzeitigen Gewöhnung ihrer Zöglinge an Privatfleiß drei unschätzbare Vortheile vor allen ihren Mitschwestern voraus, Vortheile, die denn auch Plathe selbst in seiner bescheidenen und besonnenen Würdigung des günstigen Rufes der Fürstenschulen scharf hervorhebt.

Nachtigals Reise nach Bornu.

Wir haben in einer früheren Nummer dieser Blätter an der Hand des eben erschienenen ersten Theiles von Nachtigals im Jahre 1869 angetretener afrikanischer Reise*) über den Aufenthalt Nachtigals in Fezzän und Tibesti berichtet, mit dem Versprechen, gelegentlich auf die Fortsetzung der Reise zurückzukommen. Im Folgenden lösen wir das gegebene Wort ein, indem wir unsern Landsmann nach dem eigentlichen Ziele seiner Reise, nach Kuka, der Hauptstadt von Bornu, begleiten.

Am 8. Oktober 1869 war Nachtigal nach Mursuk zurückgekehrt und hatte die nächste Zeit der Wiederherstellung seiner stark angegriffenen Gesundheit und

*) Sahara und Südän. Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika von Dr. Nachtigal. Berlin, 1879. Weidmannsche Buchhandlung. Wiegandt, Hempel & Parey. Grenzboten IV. 1879.